

# Nach Odyssee im Waldenburgertal gelandet

Niederdorf | Ein 17-jähriger Flüchtling aus Afghanistan erzählt seine Lebensgeschichte

Den Vater verloren, den Bruder verloren, eine Flucht voller Zufälle und Widerwärtigkeiten, Heimweh – Reza Ebrahimi hat in den letzten Jahren einiges durchgestanden. Jetzt hofft der unbegleitete minderjährige Asylsuchende auf eine Lehrstelle hier und dass er eines Tages wieder in seine Heimat zurückkehren kann.

Andreas Hirsbrunner

In Niederdorf betreibt das Zentrum Erlenhof aus Reinach seit einem halben Jahr sein neuestes Wohnheim für unbegleitete minderjährige Asylsuchende (UMA; siehe auch «Nachgefragt» unten). Im respektablen Haus unweit der Kirche leben derzeit 24 solche Jugendliche zwischen 16 und 18 Jahren, die meisten aus Afghanistan. Einer von ihnen ist Reza Ebrahimi, der mit seinen 17 Jahren schon so viele Widerwärtigkeiten erlebt hat, wie anderen im ganzen Leben nicht begegnen. In diesem Haus dürfte er damit eher die Regel als die Ausnahme sein.

Er erzählt der «Volksstimme» seine Lebensgeschichte der letzten Jahre in seiner ruhigen, gefassten und reflektierenden Art, nur ganz selten huscht ein Lächeln über sein ernstes Gesicht. Er macht das in einem erstaunlich guten Deutsch. Und wenn es nicht mehr weitergeht, behilft er sich mit Englisch, das er noch besser beherrscht.

## Familie entscheidet sich für Türkei

Reza ist zusammen mit einem älteren Bruder und einer jüngeren Schwester in einer mittelständischen Familie in der afghanischen Hauptstadt Kabul aufgewachsen. Der Vater betrieb einen Stoffladen, die Mutter umsorgte die Kinder und den Haushalt. Als der Vater vor vier Jahren bei einem Sprengstoffanschlag auf die Moschee, in der er am Beten war, ums Leben kam, musste der damals 13-jährige Reza zusammen mit seinem Bruder den Stoffladen weiterführen. Und das neben der Schule.

Reza Ebrahimi vermisst seine Familie sehr und fühlt sich hier trotz Freunden manchmal einsam.

Bild hi.



Der nächste Schnitt im Familienleben folgte im August 2021, als die Taliban nach dem Abzug der Amerikaner die Macht in Afghanistan übernahmen. Zuerst habe der Laden ganz geschlossen werden müssen, da sich niemand mehr auf die Strasse getraute, blickt Reza zurück. Dann, als er wieder geöffnet werden konnte, sei der Umsatz um 85 bis 90 Prozent eingebrochen. Gleichzeitig sei alles von Tag zu Tag teurer geworden und die Familie habe kaum Geld fürs tägliche Überleben gehabt. Auch hätten sich seine Zukunftsperspektiven – er hätte gerne studiert, bevorzugt Politikwissenschaft oder Kinderarzt – in Luft aufgelöst.

«In dieser chaotischen Situation habe ich mich mit meiner Mutter und meinem Bruder besprochen. Ich wollte etwas ändern an meinem Leben», erzählt Reza. Das Fazit: Reza soll in die Türkei gehen. Dort sei es weniger gefährlich als in Afghanistan.

An eine legale Ausreise war nicht zu denken: Einen Pass konnte Reza nicht beschaffen und auch alle Botschaften, die ihm allenfalls ein Visum hätten ausstellen können, waren geschlossen. Ihm blieb nur die Flucht mit der Hilfe von Menschen-Schmugg-

lern via Iran. Für die Finanzierung kam sein Onkel auf. Im benachbarten Iran wollte Reza nicht bleiben, weil das Regime sehr restriktiv sei und Flüchtlinge ohne Ausweispapiere wie ihn sofort zurückgeschoben hätten. In der Türkei sei sein Bewegungsradius klein gewesen. Dort arbeitete er werktags von frühmorgens bis am späteren Abend am Rande von Istanbul in einer Kleiderfabrik, in die Stadt habe er wegen der vielen Polizeikontrollen nicht gehen können. Die Stelle in der Fabrik verschaffte ihm ein ehemaliger Schulkollege seines Bruders, bei dem er auch wohnen konnte. «Das war sehr hart für mich. Ich war plötzlich ohne Familie, hatte eine langweilige Arbeit und war erschöpft.»

## Von der Schweiz wusste er nichts

In jener Zeit wurde sein Bruder bei einem Raubüberfall in Afghanistan getötet, was für Reza die zuerst ins Auge gefasste Rückkehr in weite Ferne rücken liess. Nach vielen Telefongesprächen mit seiner Mutter sei für ihn klar geworden, dass er versuchen müsse, nach Westeuropa zu gelangen. «Dass es die Schweiz gibt, habe ich damals gar nicht gewusst, für mich stand Deutschland und Frankreich

im Vordergrund.» Doch der Schulkollege seines Bruders habe ihm die Schweiz als Ziel empfohlen, weil es dort besser sei.

Zweimal versuchte Reza in der Folge, auf dem Landweg nach Griechenland zu gelangen, doch beide Male misslang der Grenzübertritt. Das eine Mal sei er danach von den türkischen Behörden während 36 Tagen in ein Lager gesteckt worden. Dort hätten ihn auch Leute von der afghanischen Botschaft in der Türkei besucht und ihm umgerechnet 100 Franken in Aussicht gestellt, wenn er ein Papier unterschreibt, dass er nach Afghanistan zurückgeht. Doch das war für ihn ausgeschlossen.

Also entschied er sich vor etwas mehr als einem Jahr für eine Flucht auf dem gefährlicheren Seeweg nach Süditalien, für die finanziell wiederum sein Onkel in Afghanistan aufkam. Die viertägige Überfahrt war für ihn traumatisch: «Wir waren 74 Personen auf einem etwa 15 Meter langen Boot und sassen eng zusammen. In einer Nacht gab es einen Sturm mit hohen Wellen, die Frauen und Kinder um mich herum schrien die ganze Zeit, und ich hatte als Nichtschwimmer ebenfalls Panik.»

In Süditalien kam er in ein Flüchtlingslager, aus dem er in einer Nacht zusammen mit zwei anderen Afghanen in einem achtstündigen Fussmarsch zum nächsten Bahnhof floh. Doch ohne Ausweis konnten sie keine Billets kaufen und die Zugänge zu den Perrons waren bewacht. Dasselbe später auf einem Busbahnhof. Schliesslich besorgte ihnen ein Verwandter von einem der beiden Mitflüchtlinge, der in Belgien lebt, Online-tickets und Reza gelangte per Bus via Mailand und Frankreich nach Basel. Das alles ohne Grenzkontrollen. In der Schweiz ging die Odyssee weiter: Vom Basler Bundesasylzentrum ins sanktgallische Pendant in Altstätten und wieder zurück in die Region Basel mit mehreren Stationen, so im Wohnheim Arlesheim, in der Asylunterkunft im Spital Laufen und während eines halben Jahres bei einer Pflegefamilie, was wegen Missverständnissen gescheitert sei. Schliesslich landete Reza vor vier Monaten im Wohnheim Niederdorf.

## Sein grösster Wunsch: Frieden

Hier lebt er nun zusammen mit einem Somalier und einem Sudanesen in einem Wohntrakt. Wochentags besucht er das Brückenangebot in Muttenz, wo er auch einige Freunde gefunden hat. So vor allem einen Syrer, mit dem er am Wochenende manchmal klettern geht. Auch schwimmen geht er öfters – nicht zuletzt wegen seiner traumatischen Erinnerungen an seine Bootsflucht lernte er in der Schweiz schnell schwimmen. Und wie steht es mit dem Heimweh? «Ich vermisse meine Familie sehr und fühle mich manchmal einsam. Jeden zweiten Tag telefoniere ich mit meiner Mutter.»

Eine Rückkehr nach Afghanistan sei vielleicht in acht bis zehn Jahren möglich. Jetzt wolle er zuerst hier eine Lehre machen und dann seine Familie finanziell unterstützen. Im Vordergrund stehe eine Ausbildung in der Pflege. Befragt nach seinem grössten Wunsch, sagt Reza: «Ich sehe hier Leute aus fast der ganzen Welt, und sie alle sind wegen Kriegen hier. Ich wünsche mir nichts so sehr wie Frieden für alle.»

## NACHGEFRAGT | PASCAL BRENNER, LEITER ZENTRUM ERLENHOF, REINACH

### «Zu Hause haben sie null Perspektiven»

hi. Das Zentrum Erlenhof ist eine soziale Institution, die Jugendliche ab zwölf Jahren und junge Erwachsene bei der gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Integration unterstützt. Dazu betreibt das Zentrum eine breite Palette von teilstationären und stationären Angeboten. Diese reichen von betreuten Wohnformen über schulische Angebote bis hin zu den 18 Ausbildungsbetrieben für die Berufsqualifizierung und Arbeitsintegration. Der Hauptsitz ist in Reinach, daneben gibt es Aussenstationen. Pascal Brenner (50) leitet das Zentrum Erlenhof seit 10 Jahren.

■ Herr Brenner, mit Niederdorf betreibt der «Erlenhof» mittlerweile das siebte Wohnheim für unbegleitete minderjährige Asylsuchende im Kanton. Wieso diese neue Fokussierung auf die sogenannten UMA?

Pascal Brenner: Das ist keine strategische Fokussierung, sondern hat sich in den letzten Jahren einfach so ergeben. Das hat damit zu tun, dass wir eine traditionelle Jugendhilfe-Organisation mit entsprechender Erfahrung sind, weshalb uns der Kanton angefragt hat, ob wir die UMA betreuen können. Derzeit machen wir das mit 166 UMA, wovon 27 inzwischen volljährig sind und in einer externen Betreuung leben. Die anderen leben in einem unserer Wohnheime.

#### ■ Planen Sie die Eröffnung von weiteren UMA-Wohnheimen?

Ich gehe davon aus, dass die sehr hohe Zuwanderung über die Wintermonate etwas abflacht und dann wieder ansteigt. Wenn dem so ist, werden wir im nächsten Jahr weitere Wohnheime eröffnen. Primär sollten UMA, vor allem jüngere, in Pflegefamilien leben – je kleiner das System, desto besser. Aber die Anzahl der aufnahme-

willigen Pflegefamilien ist ausgeschöpft und das nächstgrössere Kleinsystem sind klassische Wohngruppen. Die müssen übrigens von Bund und Kanton vorgegebene Standards erfüllen.

#### ■ Was ist die grösste Herausforderung im Zusammenhang mit den UMA?

Die «Willkommens»-Bevölkerung. Da geistern so viele Bilder von den jungen Männern als Vergewaltiger und Geldabreisser in den Köpfen herum, dass es fast immer Widerstand gegen ein neues Wohnheim gibt. Das war in Niederdorf und zuvor auch in Lausen und Frenkendorf so. Die Herausforderung ist dann, aufzeigen zu können, dass es sich bei den allermeisten UMA um normale Jugendliche handelt, die hier bleiben wollen, weil sie zu Hause null Perspektiven haben. Gerade die jungen Afghanen, die derzeit etwa 90 Prozent der UMA ausmachen, sind tolle, zuvorkommende Menschen mit

oft besseren Umgangsformen als unsere Gleichaltrigen. Überall ist denn der Widerstand auch nach kurzer Zeit gebrochen. Da kann ich nur sagen: Chapeau vor den Jugendlichen und Chapeau vor den Anwohnern, dass sie diesen Turnaround geschafft haben.

#### ■ Und was ist die grösste Herausforderung bezüglich der Jugendlichen?

Die Sprachdefizite. Bei den Afghanen sind 60 Prozent nicht alphabetisiert. Das heisst, sie kennen die Systematik einer Sprache nicht. Wir müssen sie nun in nützlicher Frist auf ein Sprachniveau bringen, damit sie eine Ausbildung beginnen können, und dabei ihre Motivation aufrechterhalten. Dazu setzen wir auf eine neue Idee: zwei Tage pro Woche Sprachförderung und drei Tage Arbeit im künftigen Lehrbetrieb. Dabei begleiten Jobcoaches die Jugendlichen in für dieses Modell qualifizierten Betrieben.



Pascal Brenner leitet seit zehn Jahren das Zentrum Erlenhof. Bild zvg

So können wir die Migration nutzen und die zwei Problemfelder – grosse Zuwanderung und grosser Fachkräftemangel – verknüpfen. Dass dieser Weg erfolgversprechend ist, zeigt die zunehmende Nachfrage von Firmen nach Lehrlingen bei uns. Und falls die UMA irgendwann in ihr Heimatland zurück müssen, nützt ihnen eine Schweizer Ausbildung auch dort, weil sie ihre Chancen für den Aufbau einer Zukunft verbessert.